

21.9.2008
25. So A

NACHBARS PLUS IST NICHT DEIN MINUS

Mt 20,1-16a

Damit kein Missverständnis entsteht: Diese Geschichte ist kein Kapitel für die christliche Soziallehre. Man kann aus ihr nicht schlussfolgern: Leistungsgerechter Lohn ist abzuschaffen – mit der Geschichte vom Gutsherrn hat das Jesus verlangt.

Ich sage das nicht, weil ich die Wirtschaft vor Eingriffen des Evangeliums schützen möchte, damit sie ungestört von der Botschaft Jesu tun und lassen kann, was sie für richtig hält. Eine Geschichte wie die heutige gehört sehr wohl in unsere Verhaltensweisen eingespeist. Sie soll beileibe nicht für weltfremd erklärt werden, damit man sie los hat. Aber sie muss an der richtigen Stelle eingesetzt werden, nämlich da, wo der, der sie erzählt hat, mit ihr operiert. Jesus sagt ausdrücklich: *Gott* ist wie der Gutsherr, den ich euch jetzt schildere. Es geht also nicht um eine tarifpolitische Anweisung, sondern es geht um eine Beschreibung Gottes. Wie Gott denkt im Unterschied zum Menschen, ist Thema dieser Geschichte. An einem Beispiel aus dem Wirtschaftsleben seiner Zeit macht Jesus das klar. Und wer sich von Jesus sagen lässt, wie Gott ist, wird nicht dann ein schlechtes Gewissen haben, wenn er einen Arbeiter, der erst am 25. in die Firma eintritt, kein volles Monats-Gehalt bezahlt, aber er wird ein schlechtes Gewissen haben, wenn er einer Familie, die sich ganz zuletzt erst um einen Kindergarten-Platz beworben hat, nicht gönnt, dass es sogar ihr noch einen Platz gereicht hat.

Was sagt denn Jesus mit seiner Geschichte über Gott aus? Gehen wir ihr einmal nach, bis wir die Pointe haben!

Im Orient kommen die Arbeitnehmer, wenn es Tag wird, auf dem Markt zusammen und warten, was sich tut. Die Arbeitgeber suchen sich unter den Herumstehenden die besten Leute aus. Wie überall bleiben die Leistungsschwachen zurück. Mit denen, die genommen werden, wird der Lohn vereinbart. Für damalige Verhältnisse ist man mit einem Denar anständig bezahlt; er reicht als Tagesunterhalt für eine sechsköpfige Familie.

Soweit der Alltag auf dem altorientalischen Arbeitsmarkt. Das Besondere beginnt damit, dass Jesus den Gutsherrn in seiner Geschichte etwas tun lässt, was kein normaler Gutsherr tut. Obwohl der Gutsherr die Arbeitskräfte, die er braucht, schon beieinander hat, geht er den ganzen Tag über wieder und wieder auf den Markt, sogar eine Stunde vor Feierabend noch, und engagiert alle, die da sind. Genommen wird offensichtlich jeder, der bereit ist, ob er früher oder später aufkreuzt, Hauptsache, er geht mit.

So also ist Gott! Er nimmt jeden, der kommt, und sei´s erst eine Stunde vor Feierabend. Die Werbung hört nicht auf, wenn ein bestimmtes Quantum erreicht ist; bei Gott gibt´s kein „Wärest du gleich gekommen!, jetzt ist´s zu spät!“; die Chance, genommen zu werden, besteht auch für den Letzten noch. Das bedeutet: Gott räumt jedem Menschen bis zum Schluss die Möglichkeit ein, auf ihn einzugehen und in ein Verhältnis zu ihm zu kommen, das sich auszahlt.

Damit wären wir bei der Auszahlung. Jetzt wird´s noch typischer Gott! Jesus schildert die Lohnabrechnung so, dass wir unwillkürlich mitprotestieren: „Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, es ist nicht richtig, dass sie genauso viel bekommen wie wir!“ Die

Geschichte Jesu vom Gutsbesitzer läuft mit voller Absicht so, dass wir aufbegehren. So kriegt uns Jesus an den Punkt, den er klarmachen will: Gott ist viel mehr als ausgleichende Gerechtigkeit, er ist unverdienbare Güte.

Ein Denar als Tagessatz – wir erinnern uns – bedeutet Gewährleistung des Lebens. Der Lohn besteht also in der Abdeckung aller Bedürfnisse. Auch der Letzte kommt in den vollen Genuss des Gotteslohns.

Und das ist es, was die Ersten ärgert. Sie finden es unerhört, dass die Letzten das Gleiche bekommen wie sie. So gönnen wir, die Braven, heute schon den weniger Braven nicht, dass sie mit uns im Himmel sein werden, wenn sie am Schluss des Lebens noch die Kurve kriegen. Wir beschweren uns, dass die, die nur halb so viel ausgehalten, nur ein Zwölftel so viel getan, nur einen Bruchteil ihrer Möglichkeiten für das Reich Gottes eingebracht haben, genauso gestellt werden wie wir.

Jesus macht mit diesem Gleichnis vom Gutsherrn auf die ärgerlich große Güte Gottes aufmerksam. Gott ist viel, viel gütiger, als wir Menschen es für richtig finden.

Dabei geht uns nicht das Geringste ab, wenn Gott auch den letzten noch daher geschlichen kommenden krummen Hund uns gleichstellt! Mehr als den vereinbarten Himmelslohn kann´s doch gar nicht geben – was wollen wir eigentlich? Und darf Gott im übrigen mit dem, was ihm gehört, nicht machen, was er will?

Wie wollen wir, die wir dem Nachbarn die Wohnung nicht gönnen, nach der er nur halb so lange suchen musste wie wir, wie wollen wir, die wir scheel auf den Mitschüler schauen, der mit viel weniger Examensvorbereitung die gleiche Note erreicht wie wir, wie wollen wir neidlos mit ansehen, dass bei Gott viele Menschen noch Chancen haben, die sie nach unserem Ermessen gar nicht mehr haben dürften? Wer sich die Neiderei des Alltags nicht abgewöhnt, wird sich an der Güte Gottes nur stoßen und mit ihr vielleicht noch große Probleme bekommen.

Denn Gott rückt, wie wir diesem Gleichnis entnehmen können, wegen unserer Missgünstigkeit von seiner Praxis, Gnade vor Recht ergehen zu lassen, nicht ab. Davon können wir ihn nicht abbringen. Aber er kann uns abbringen: von herzlos-kalter Berechnung der Gottesanteile, die wir einander gerade noch zugestehen. Je mehr Gott uns zu fassen bekommt, desto weniger werden wir eifersüchtig sein auf die unverdientermaßen Hochgekommenen, desto eher werden wir Freude empfinden über jeden, an dem Gott Belohnenswertes findet.

(aus: Christoph Keller, Gott – der Pädagoge. Berlin 2008, S. 114ff.)